

Vergißeinnicht 1925

7 (1925)

Vergissmeinnicht

Zeitschrift
der Mariannhiller Mission



Nr. 7.

Juli 1925.

43. Jahrgang.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke verwendet.
Für die Abonnenten des Vergissmeinnicht als Wohltäter der Mission werden
täglich 2 oft 3 hl. Messen im Mutterhaus Mariannhill, Südafrika, gelesen.

Vergissmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Das „Vergissmeinnicht“ erscheint monatlich 32 Seiten stark und kostet jährlich für Deutschland 1.50 G.-M. für Oesterreich 20 000 Kr., für Schweiz und Liechtenstein 3 Fr., für Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 6 Fr., für Südtirol (Italien) 7 Lire, für Tschechoslowakei 10 Kr., für Jugoslawien 25 Dinar, für Ungarn 25 000 Kr., für Rumänien 70 Lei.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten:
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission, in Würzburg, Pleicherring 3
Postfachkonto Nürnberg 194.

für Rheinland, Westfalen, Belgien und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postfachkonto Köln 1052.

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX., Sternstraße 52 p
Postfachkonto Breslau 15 625.

für Oesterreich, Ungarn, Tirol, Boralberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814.

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf, St. Uri (ab 1. Mai 1925)
Postfachkonto Luzern VII. 187.



Memento.



Birkedorf b. Düren: Heinrich Kannot.
Calcar: Frau Ww. Kennings. Langwege:
Maria Bornhorn. Heiligenwald: Frl.
Lehrerin Weiß. Frau Obersteiger Schmitt,
Leo Klein stud. jar. Kervenheim: Frau
Wwe. Peters. Köln-Niehl: W. Jos. Helling.
Nattenheim: Pfarrer Göbel, Johann Mohr-
Lamberty. Rudersdorf: Katharina Witt.
Frankfurt: Frau Beata Leibold u. Frl.
Beata Leibold. Virgelen: Frau Sibilla
Beckers. Gelsenkirchen: Friedrich Overhoff.
Boswinkel: Joh. Kneer, Clemens Overhoff.
Darfeld: Ww. Caspar Borsing. Noth-

berg: Maria Arnolds. Hellhausen:
Johann Sträßer. We ne: Bernard Adler.
Köln: Prälat u. Ehrensdorfer Pfarrer
P. Tils, Peters Adam. Heiligenstadt:
Levis Susanna. Nattenheim: Billen
Margaretha. Oberwinter: Frau Hilsh
Gertrud. Paderborn: Frau Geheimrat
Wlinenberg u. Frl. Maria Niggemeyer.
Lintorf: Frau Wilhelm Wilts. Mülheim:
F. Syrum Ww., Olles Wilhelm. Brunn:
Frl. Schott Susanna. Alhaus: Tillmann
Josef. Düsseldorf: Frau Josef Steeger.
Ahlen: Frau Ww. Schäfer.



Gebetsempfehlungen.



Prien: Anbet 20 M. zu Ehren des
hl. Thaddäus, Antonius, Josef, Bruder
Konrad und den 16. Armen Seelen um
Glück u. Segen im Geschäft u. Familie
zu erlangen. Ganz besonders um Erfolg
in einem großen Unternehmen.

M. R.: Bittet um Erhaltung des Augen-
lichtes und Frieden und Glück im hl.
Ehestande.

Starlottenburg: Zum hl. Antonius um
Heilung eines Beinleiden, um Gesundheit
für die ganze Familie.

Eller: Anliegen der Familie Thome.
W.: Um Bekehrung einer 3. Ordens-
person.

H.: Zum hl. Josef u. Antonius um
besseren Geschäftsgang.

Würzburg: Um Hilfe in schwerem
Nervenleiden.

Bitte um Linderung in Leiden zum
hl. Herzen Jesu, Mutter Gottes, hl. Josef
und hl. Antonius.

R.: Um Frieden in der Familie.
Um gute Berufswahl.



Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission

Nr. 7.

Juli 1925.

43. Jahrgang.

Das Bild der Mutter.

Dein Bild soll als das Liebste mich begleiten,
wenn mir die Stunde langer Trennung schlägt
Und wenn das Heimweh sich im Herzen regt
sei es ein Gruß aus Kinderfrohen Zeiten.

Ein Pfand der Mutterliebe fromm umhegt
soll dieses Bild mir Trost und Freud bereiten
und mit dem Mut der Jugend will ich streiten
bis einst Dein Bild man auf den Sarg mir legt.

Schau ich dies Bild in unverwelkter Blüte
Im milden Glanz das Auge, um den Mund
den ernsten Zug des Herben und der Güte

Dann bist du nahe mir zu jeder Stund
Dein Bild, ein Schild im Kampfe und Gefahren
Will makellos ich bis zum Tod bewahren.

P. Dom. R. M. M.

Die Schutzpatronin der Priester.



Von einem Priester der Missionare vom Heiligen Geist.
(Mit Erlaubnis entnommen der Festschrift.)

Theresia vom Kinde Jesu ist unter die Heiligen gezählt! Freudenjubiläum überall. „Gott ist wunderbar in seinen Heiligen“, am wunderbarsten in den kleinen Heiligen. Diese Heiligsprechung der kleinen Theresia muß einen heiligen Widerhall finden in den Reihen des Klerus; war doch Theresias Leben in Wort und Tat so ganz und gar dem katholischen Priestertum geweiht, daß wir in aller Wahrheit sie heute begeisternd begrüßen können als „hehre Patronin der Priester“.

Unser Heiliger Vater Pius XI. empfing am 18. September vorigen Jahres eine Anzahl Priester und sprach dabei u. a.: „Seiner Priester gedenkend, gab Jesus noch eine andere Vorschrift, indem er sagte: „Bittet daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende!“ (Matth. 9. 38.). Nach dem „Vaterunser“ ist keine andere Vorschrift zu beten so bestimmt wie diese.“

Aus diesem Grunde hat auch unsere heilige Kirche gewisse Tage festgesetzt, die Quatembertage, wo ihre Kinder durch Gebet und Opfer die der Kirche so notwendigen Arbeiter erslehen sollen.

Man kann sagen: in Gebet und Opfer für das Priestertum bestand Theresias Lebensaufgabe. Als sie in den Karmel eintrat, gab sie als Grund an, daß sie durch ihr opferreiches Leben „Seelen retten und für die Priester beten wollte“. Sie sagt: „An uns ist es, evangelische Arbeiter heranzubilden, die dann Tausende von Seelen retten werden, deren geistliche Mütter wir sind. Worin also hätten wir die Priester des Herrn zu beneiden!“ Und weiter: „Wir bringen unsere Gebete und Opfer für die Apostel des Herrn dar, ja wir müssen sogar für sie selbst Boten des Heiles werden . . . Es ist unsere Pflicht, unsere hohe Aufgabe, das Salz der Erde zu erhalten“.

Mit welcher Ehrfurcht und Liebe hat die Heilige stets von den Priestern gesprochen. Wo sie konnte, suchte sie das Vertrauen zu den Priestern neu zu beleben. In ihrer Gegenwart hätte es nie jemand wagen dürfen, abfällig über einen Priester zu urteilen.

Wunsch und Wille der kleinen Heiligen war es, „die Seelen zu bekehren und zu erleuchten, gleich den Propheten und Kirchenlehrern“. „Ich möchte die Welt durchheilen, um deinen Namen, o Gott, zu verkünden und in den Ländern der Heiden und Ungläubigen dein Kreuz, o mein Vielgeliebter, aufzupflanzen. Aber nimmermehr könnte ich mich mit einem einzigen Missionsgebiet begnügen, ich möchte an allen Orten der

Welt zugleich das Evangelium verkünden und vordringen bis zu den fernsten Inseln des Ozeans. Ich wünsche Missionar zu sein, nicht nur für einige Jahre, sondern es wäre mein heißestes Verlangen, es gewesen zu sein von An-



Die hl. Theresia vom Kinde Jesu, ihr Kreuz mit Rosen bedeckend.

fang der Welt an durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende bis zur Vollendung der Zeiten“.

Törichte Wünsche, möchte man sagen! Töricht nennt auch Theresia ihre Wünsche, und sich verdemütigend spricht sie zum lieben Heiland: „Gibt es auf Erden eine einzige Seele, die kleiner und schwächer wäre als die „meine“? Und sie antwortet: „Gerade um meiner Schwachheit

wissen hat es dir gefallen, mein kindliches Sehnen und Verlangen zu erfüllen".

Bei Gelegenheit der Seligsprechung führte der Hochw. P. General der Karmeliten aus: „Theresia erdachte ein Mittel, das um so wirksamer ist, als es erhabener in seiner Einfachheit erscheint: geistigerweise als Bruder einen Missionar zu adoptieren und ihn mit Gebeten, Abtötungen und Bußwerken in seinem apostolischen Wirken zu unterstützen, auf daß seine Arbeit an der Bekehrung der Seelen um so leichter und fruchtreicher sei“. Wahrlich ein heiligmäßiger genialer Gedanke!

Wunderbar! Der heiße Wunsch unserer kleinen Heiligen hat sich erfüllt. Das wußte Theresia: „Der Herr wird für mich Wunderwerke tun, die unermesslich meine unermesslichen Wünsche übersteigen“. Lauschen wir!

Unser glorreich regierender Heiliger Vater schätzt sich glücklich, daß seine erste Seligsprechung gerade Theresia vom Kinde Jesu sei: „ein glückliches Zeichen seines Pontifikates, das er gern unter ihren Schutz stelle“. Der große Menschenfischer unter dem Schutze der kleinen Menschenfischerin! Unwillkürlich denkt man da an das reizende Bild: Theresia als 15 jähriges Mädchen zu Süßen Leo XIII.; ist es nicht das Porträt ihrer Apostolates! Ist es nicht das Sinnbild ihres Patronates über das katholische Priestertum!

Man staune! Unser Heiliger Vater ernennt die Selige am Tage ihrer Seligsprechung zur „Patronin des Werkes des hl. Petrus für den einheimischen Klerus in den Missionsländern“, eine Auszeichnung, die sonst erst den heilig Gesprochenen zuteil wird.

Einige Wochen später wurde unsere kleine Heilige durch Dekret vom 20. Mai 1923 zur Patronin aller Karmelsmissionen ernannt.

Und am folgenden Tage, 21. Mai 1923, wurde dem Heiligen Vater der Vorschlag unterbreitet, eine Kirche und ein neues Seminar unter dem Patronat der seligen Theresia vom Kinde Jesu zu errichten zur Heranbildung von Missionaren, was Pius XI. sofort billigte. Seminar und Kirche stehen unter der direkten Jurisdirektion des Papstes.

Und nun am glorreichen Tag ihrer Heiligsprechung setzt Pius XI. dem wunderbaren Wirken der kleinen Menschenfischerin die Krone auf: Theresia vom Kinde Jesu ist zur Patronin der gesamten katholischen Weltmission ernannt! — — —

Wohl verstanden, just in dem Augenblick, wo die Weltmission in ihre Entscheidungstunde eingetreten ist, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt und zu den kühnsten Erwartungen drängt. Bewunderungswürdige Tat unserer heiligen unfehlbaren Kirche! Heilige Theresia, jetzt beginnt eigentlich so recht dein Priesterapostolat.

Die Zeit drängt. Der Kampf um die unsterblichen Seelen wächst ins Unermeßliche. Der Irrtum arbeitet mit ungeheuren Geldmitteln mit seinen zahllosen sektiererischen Abarten. Die moderne Staatsgewalt ist antichristlich unter der frechen Führung der fanatischen Freimauerei, die in heimtückischer Wühlarbeit jede Gottesarbeit untergräbt. Dazu der fatale Geist der Revolution und Anarchie, der die Völkermassen immer wieder aufpeitscht gleich wild brandenden Meereswogen. Kurz, alles vereinigt sich, um den Kampf aufzunehmen gegen Gott und die unsterblichen Menschenseelen.

Eine solche Zeit schreit förmlich auf und verlangt große, heilige Persönlichkeiten, Männer der Tat, Apostel vom Schlag eines hl. Paulus, Missionare von der Art eines hl. Franz Xaver, große, heilige Priester, die nur Gott kennen und die Seelen. Nicht auf die Zahl kommt es an, sondern auf die Art, nur auf heilige Priester kommt es an. Unser göttlicher Meister hat nur zwölf Apostel erwählt und „ihr Ruf drang hinaus in alle Welt“. Der hl. Philipp Neri hat das Richtige getroffen, wenn er sagt: gebt mir zehn heilige Priester und ich rette damit die Welt! Und heilige Priester, heilige Apostel müssen erbeten werden. So ist es der Wille Gottes. Eine Zeit solch sittlichen Niederganges wie heute, die selbst das Mark der Familie ausaugt, ruiniert jeglichen Boden, wo das Priestertum gedeihen könnte. Da kann nur das Gebet um gute und heilige Priester die Rettung geben. Und gerade in dieser brennendsten Frage ist Theresia vom Kinde Jesu das leuchtende Vorbild, die hehre Patronin. „Wer es verstehen kann, der fasse es!“ — Heilige Theresia vom Kinde Jesu, Patronin der Priester, bitte für uns! „Du aber gehe hin und tue desgleichen!“

Die
Jubiläums = Festschrift
 von der
Mariannhiller Mission
 1882 — 1922

bietet eine wertvolle Bereicherung der Missions-Literatur und gibt Aufschluß über die Entstehung des großen Missionswerkes des hochseligen Abtes Franz Pfanner und das Wachsen, Blühen und Gedeihen der Mariannhiller Mission.

Preis Mf. 3.—

Zu beziehen durch jede Vertretung, oder direkt von der Mariannhiller Mission, Würzburg, Bleicherring 3.



Mariannhill ist unsere Heimat.

Von P. Dominikus Sauerland, R. M. M.



ie Scholastiker und Brüder, welche sich am 13. Dezember für Südafrika eingeschifft haben, sind glücklich an ihrem Ziele angelangt. Ihre Fahrt verlief sehr gut und alle befinden sich wohl. Von dem schönen Reisebericht des Frater Jakob entnehmen wir die Schilderung der würdigen Weihnachtsfeier auf hoher See, welche sicher geeignet war, das Opfer, dieses Fest fern der Heimat zum erstenmale feiern zu müssen und noch dazu auf hoher See, erträglich zu gestalten.

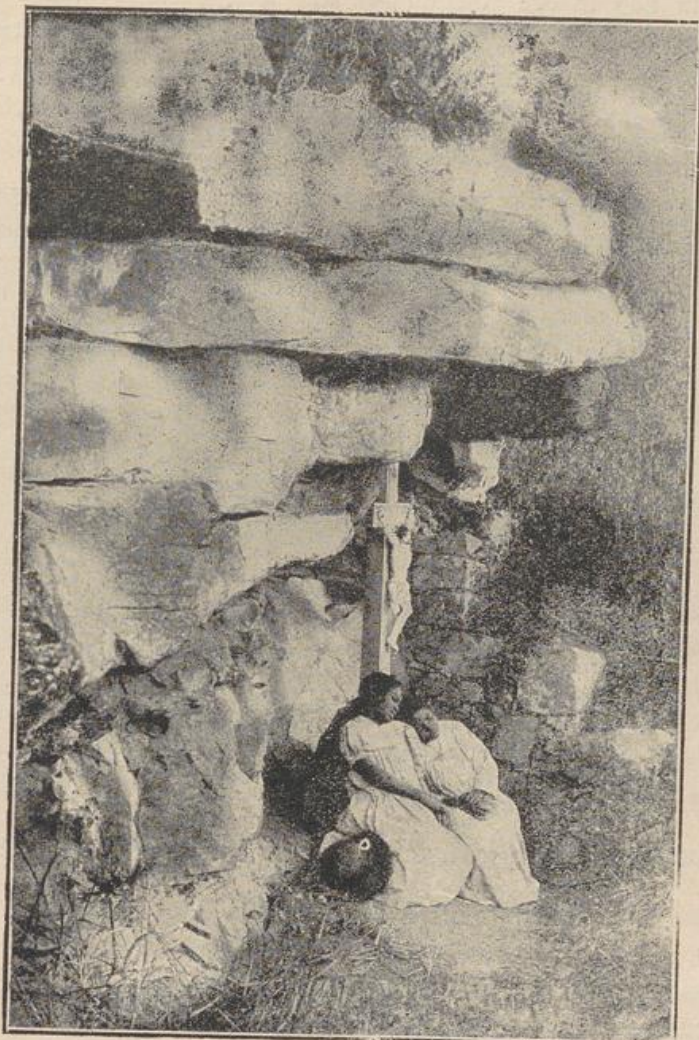
Weihnachten auf hoher See: — Als wir von unsern Lieben Abschied nahmen, bedauerten alle, daß wir nun um das schöne, traute Weihnachtsfest kommen sollten. Wir aber trösteten uns und halfen uns. In Hamburg hatten wir ein Tannenbäumchen gekauft, dazu besaßen wir etwas Schmuck für dasselbe und Äpfel und auch Nüsse.

Aber, — wir befanden uns nach guter Fahrt nicht weit von den kanarischen Inseln — das Fest wurde zu unserer Ueberraschung viel schöner, als wir erwartet hatten. Einige Reisende hatten sich der Angelegenheit besonders angenommen. Etwa 15 Kinder waren auf dem Schiff und für diese sollte eine Bescheerung stattfinden. Beim Schiffskonditor und Friseur konnte man allerlei schöne Säckelchen für die Kinderwelt erstehen, sogar für große Kinder gab's da manches.

Auch die Schiffsleitung hatte einen Tannenbaum besorgt. Frohen Herzens erwarteten alle den hl. Abend. Die Schwestern, welche mitreisten, besorgten das Schmücken und Herrichten der Bäume. Als die Glocke ertönte, eilte groß und klein herbei, und dann standen alle vor dem strahlenden Lichterbaum. Die alten trauten Weisen erklangen. „Stille Nacht, heilige Nacht!“ auf hoher See. Nach Lage der Umstände kam der hl. Nikolaus, zwar etwas sehr verspätet; aber sein Pflichteifer trieb ihn, alles nachzuholen. War das eine Freude bei allen, großen und kleinen Kindern. Ja, wir haben einen schönen hl. Abend verlebt. Aber auch Gottesdienst hielten wir. Zwei hl. Messen und ein Hochamt mit Choralgesang und Festpredigt. So konnte auch die Seele Weihnachten feiern.

Unterdessen strebte der Dampfer unaufhaltsam nach der neuen Heimat. Der älteste Passagier auf der Usuramo war unser guter Bruder

Agatho, der mit 64 Jahren seine Heimreise nach Mariannhill machte. Weiteren Leserkreisen dürfte dieser Bruder bekannt sein, der zum fünften Male diese Seereise machte, um im lieben Mutterhaus Mariannhill seinen Lebensabend zu verbringen, hat eine opferreiche Lebenszeit hinter sich.



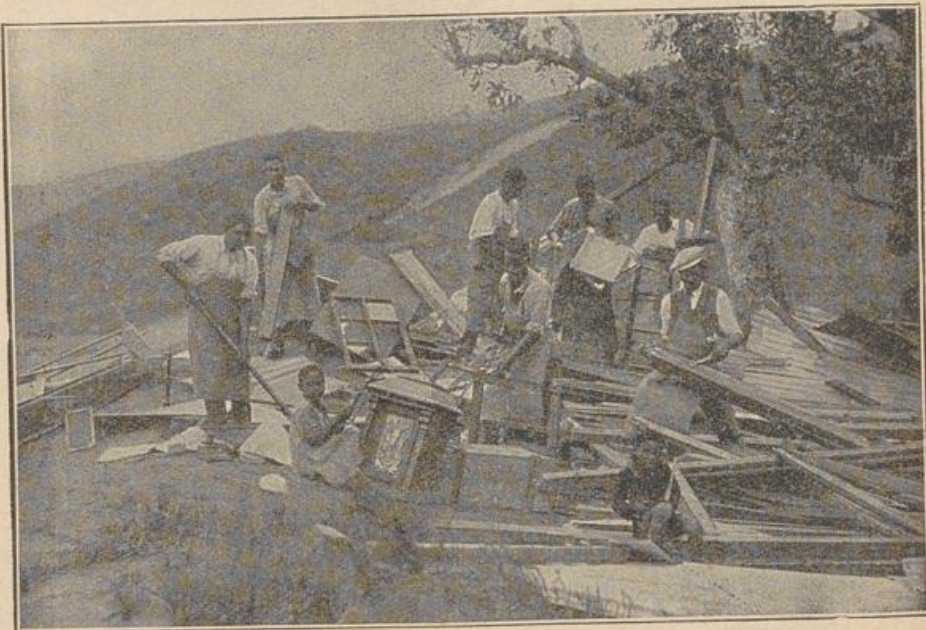
Rast am Kreuzweg.

In Brand, in der Nähe Aachens geboren, widmete er sich zuerst dem Buchdruckergewerbe in Aachen. In den 80er Jahren ging er nach Mariannhill und stellte seine Kräfte in den Dienst des „Vergißmeinnicht,“ das zuerst in Südafrika gedruckt wurde.

1892 wurde er von seinen Obern nach Europa versetzt, um in unseren Vertretungen zu arbeiten. Er ging darauf wieder in die Mission, kehrte

aber im Jahre 1900 von neuem wieder nach Europa zurück und war in unseren Vertretungen Linz, Würzburg und zuletzt lange Zeit in Köln tätig von 1911 bis 1923. Ein Augenleiden zwang ihn den opferreichen Posten niederzulegen.

In Köln und in den Rheinlanden und weit darüber hinaus durch seinen Verkehr mit unseren Freunden, Förderern und Wohltätern war er sehr bekannt. Da er nicht allen, die ihn kennen, persönlich Lebewohl sagen konnte, so läßt er alle durch diese Zeilen grüßen. Er wird im Gebete und stiller Arbeit aller Freunde gern und treu gedenken. Sollte das Beispiel



⚭immer einer vom Sturme zerstörten Missionschule n. Kapelle. (Siehe S. 196)

des greisen Pioniers, der mit 64 Jahren die Reise nach dem Süden unternahm, nicht in jugendlichen Herzen Wiederhall finden?

Zu gleicher Zeit mit Bruder Agathon reisten zwei junge Mariannhiller Missionsbrüder. Wann kommt einmal die Zeit, daß sich diese Zahl verzehnfachte! Es mangelt noch immer an Priestern und Brüdern. Und wenn wir auch die stattliche Zahl Scholastiker in Maria Tal sehen, — allein, was ist das im Vergleich zu der Größe des Arbeitsfeldes, wo noch Millionen Heiden auf das Wort Gottes harren.

Unsere jungen Mariannhiller drunten befinden sich noch alle insgesamt wohl, und in jedem Brief, der nach der alten Heimat geht, klingt es wieder: „Wir haben eine neue, schöne Heimat gefunden drunten, unter dem südlichen Kreuz! Mariannhill ist unsere Heimat!“

Wie einmal ein Minister der engl. Natal-Regierung von einem Griqua Chief verhaftet wurde.

Von Br. Casimir.

Hier in Süd-Afrika begegnet man verschiedenen Volkstypen. Da gibt es Europäer, Indier, Araber, Perser, Halbweiße, den sogenannten Albino mit weißem Angesichte, roten Wangen, goldgelben Ringelhaaren, welchem nur die platte Nase und die dicken Lippen seine afrikanische Abkunft bekunden. Hier besonders in der Kap-Kolonie gibt es neben den Bantu-Stämmen noch den Ureinwohner, den Buschmann, und den sog. Griqua.

Die Griquas sind ein eigener Menschenschlag. Während in der halbweißen Rasse nur das Blut des Europäers, resp. das des Weißen und Schwarzen fließt, rollt in den Adern des Griqua Blut von drei Rassen, nämlich das der Buschmänner, der Hottentotten und der Holländer. Wie die Geschichte Südafrikas sagt, waren die Hottentotten die ersten Volksstämme, welche von Somali-Land kommend in Süd-Afrika einfielen. Sie fanden das Land nur von den Buschmännern besetzt. Letztere waren ein wildes Volk, welches nur von der Jagd lebte, als sie jedoch sahen, daß erstere große Viehherden besaßen, fingen sie an Vieh zu stehlen, sie mordeten die Hirten und suchten die Eindringlinge zu vernichten. Da gab es fortwährend Raubzüge und Kriege. Ganze Banden Buschmänner wurden vernichtet, nur die Mädchen wurden verschont und dem eigenen Stamme einverleibt; das war die Ursache, daß unter den Hottentotten selbst ein Mischvolk entstand.

Als im Jahre 1652 die Holländer am Kap der guten Hoffnung in der Tafelbucht landeten, fanden sie die Hottentotten bereits vor. Erstere siedelten sich an und begannen Handel zu treiben; da unter 100 männlichen Holländern sich nur 5 Frauen befanden, waren viele gezwungen Hottentotten Mädchen zu ehelichen; die Abkömmlinge dieser Mischehe sind die oben genannten Griquas. In späteren Jahren kamen noch mehrere Holländer, jedoch sorgte die holländische Regierung, daß Mädchen aus Waisenhäusern Hollands an der Auswanderung teilnahmen; nun konnte sich jeder junge Mann ein weißes Mädchen zur Frau nehmen. Eine Ehe mit einem farbigen Mädchen war streng verpönt.

Die nachmaligen Holländer wollten von ihren Halbblut-Stammesgenossen nicht viel wissen; sie gaben ihnen alle möglichen Spottnamen, wie Bosnut, Hottentott, Griqua usw. Was letzterer Name bedeutet, wissen

die Leute selbst nicht. In der Hottentottensprache findet sich ein Name Bigua, was soviel als Ziegenbesitzer bedeuten soll, möglich heißt Griqua soviel als Ziegenhirt.

Die Griquas sonderten sich allmählich von den Holländern ab und siedelten sich in der Nähe des jetzigen Oranje-Fluß an, nach und nach entstand ein eigener Volksstamm. Auch wählten sie sich einen Chief (Häuptling) in der Person des Adam Kok, welcher sich mit väterlicher Liebe ihnen annahm. Er wurde auch später von der englischen Regierung bestätigt und der Besitz des Landes anerkannt.

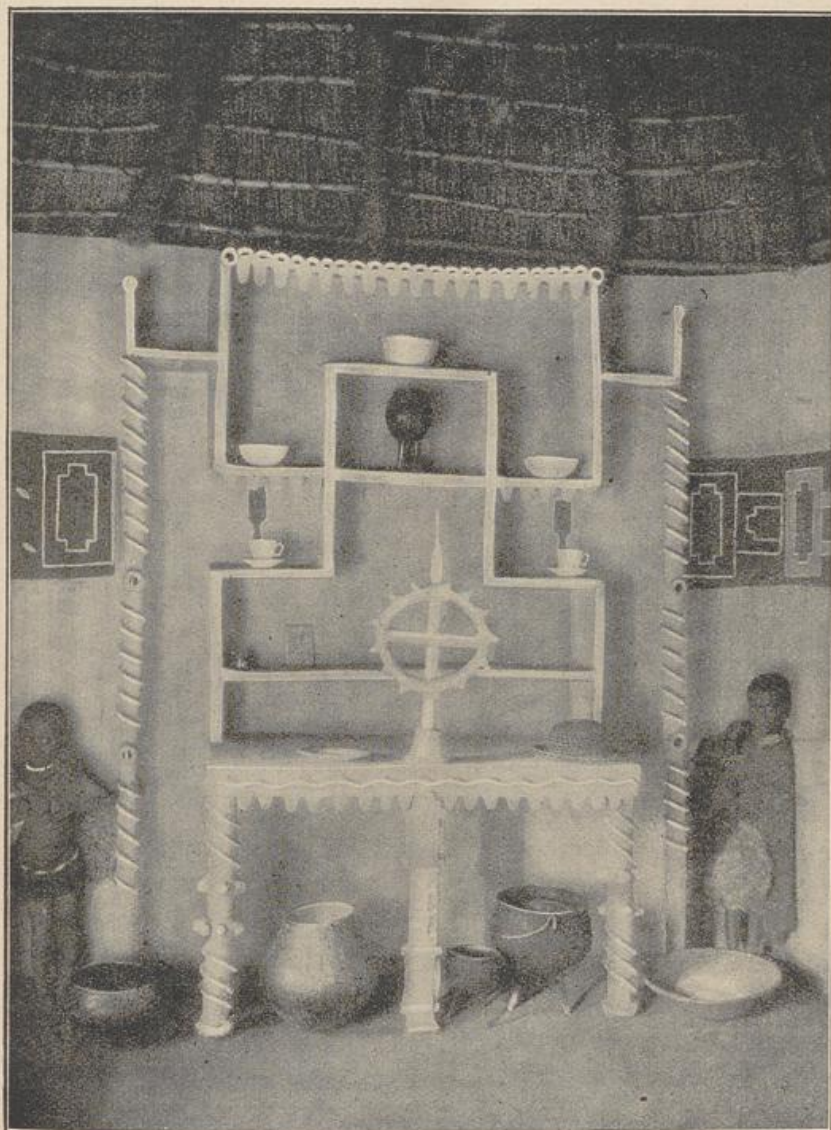
Später schien der Platz zu klein und viele Familien zerstreuten sich weit im Lande umher, und es war Gefahr, daß der Chief eines Tages ohne Leute dastand. Nun wurde Rat gehalten und man beschloß eine neue Heimat zu suchen, wo der ganze Stamm bequem Platz finden sollte. Adam Kok machte sich mit einigen seiner Leute auf die Suche und sie kamen gegen die Natalgrenze an den Umzimshlangafluß in ein Gebiet, welches vom Shlangwini-Stamme bewohnt war. Die Ankömmlinge wurden mit offenen Armen aufgenommen; denn die Shlangwinis waren froh, in den Griquas mächtige Bundesgenossen gegen die ihnen stets feindlich gesinnten Baias zu gewinnen.

Die Griquas ließen sich in der Nähe des oben genannten Flusses häuslich nieder und so entstand das heutige Städtchen Kokstadt. Die Schwarzen hatten ihre Gastfreundschaft nicht zu bereuen. Die Baias machten wieder Krieg gegen die Shlangwinis, die Griquas bauten sich einen Verhau und richteten mit ihren mit gehackten Blei und alten Nägeln geladenen Musketen unter den Feinden eine schreckliche Verheerung an und obwohl erstere der großen Uebermacht zuletzt unterliegen mußten, war doch den Baias der Mut für lange Zeit vergangen, und die Shlangwinis hatten Ruhe.

Später zogen immer mehr Griquas in die Gegend und bald waren sie Herr und Meister und erklärten zuletzt den Shlangwinis: „Dat is ons Land!“ Der Regierung lag daran, daß diese Halbweißen einen Wohnsitz bekamen und bestätigten den Besitz. Der Landstrich wurde benannt nach den jetzigen Besitzern Griqua-Land Ost zum Unterschied vom Griqua-Land West, dem heutigen Kimberley.

Der Chief Adam Kok hielt musterhafte Ordnung in seinem kleinen Staat und mehr als einmal sammelte er seine Mannen, um die widerspenstigen Schwarzen zur Ordnung zu bringen. Mit der Zeit wurde auch er zu seinen Vätern versammelt. Er hatte verschiedene Nachfolger, und unter anderen auch einen mit dem sonderbaren Namen Jan van Gorila, unter welchem sich die folgende Geschichte zutrug. Er pflegte ein strenger

Richter zu sein, und seine Landsleute beehrten ihn mit dem respektvollen Namen: „De Heer Stadt-Rechter.“ Sein Äußeres unterschied sich dadurch,



Inneres eines Basuto-Kraals. (Siehe unsere Bilder S. 196)

daß er ein rotseidenes Tuch um den Kopf gewunden hatte, was seinen Untergebenen nicht gestattet war.

Einst geschah es, daß ein Herr Minister der englischen Regierung von Natal in Pieter Maritzburg, seine Ferien dazu benützen wollte, einen weitentlegenen Freund in der Kap-Kolonie einen Besuch abzu-

statten. Eisenbahnen gab es damals noch nicht. Der Herr Minister ließ sich einen Wagen bauen nach Art der Komödianten in Europa, ließ denselben mit allem Komfort ausstatten, so daß, wo immer ausgesandt werden mußte, er so gut wie zu Hause war. Nachdem für genügend Proviant gesorgt war, wurden eine Anzahl kräftiger Maultiere an den Wagen gespannt, und mit den nötigen Boys versehen ging es eines schönen Tages in die Welt hinaus.

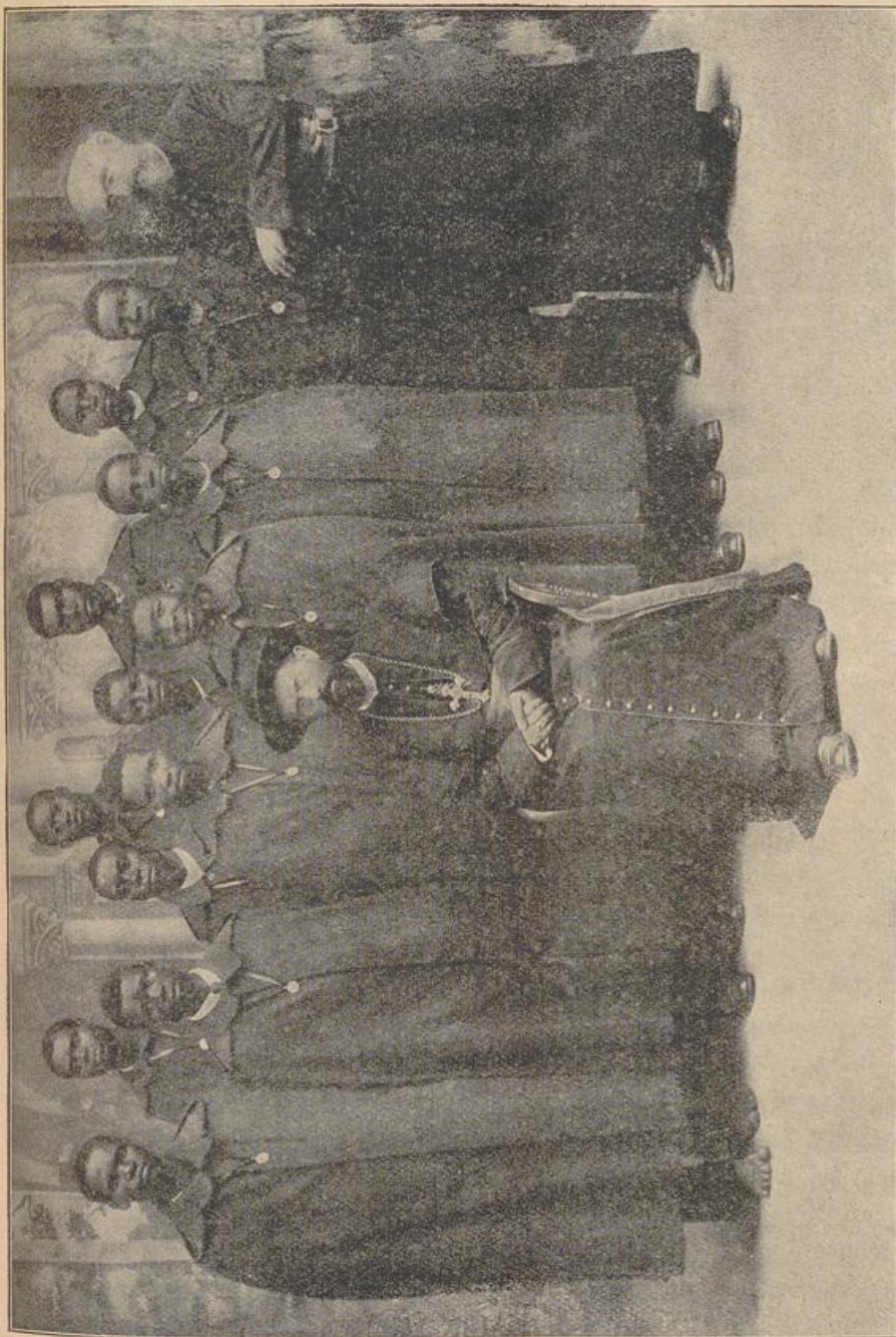
Auf der Reisetour wurde auch die Griquaansiedelung passiert. Da in der Nähe derselben gutes Gras und Wasser war, beschloß der Herr Minister, sein Gespann einige Tage ruhen zu lassen, während er die Muße dazu benutzte, Ausflüge in die Umgegend zu machen.

Sei es nun, daß er vielleicht etwas zu neugierig war oder sich sonst mißliebig machte, kurz, er erregte Argwohn. Eines Tages erschien ein Polizist und sagte ihm, daß er sich beim Herrn Stadt-Rechter vorstellig zu machen habe. Der Herr mochte es lächerlich finden, so einem halbwilden Menschen den gehorsamen Diener zu machen und glaubte die Sache ignorieren zu müssen. Doch der „Heer Gorila“ verstand keinen Spaß und bekam einen gewaltigen Zorn, daß sich so ein Korinek (Rothals) herausnehme, ihn, die Obrigkeit, zu verachten. Eines Tages ging er nach seinem Gerichtslokale und sein Polizist folgte ihm von Ferne.

Da führte ein Unstern den Herrn Minister herbei, welcher von einem Boy begleitet, einen Ausflug machen wollte. Als das Staatsoberhaupt seiner ansichtig wurde, erwachte sein Zorn und rief den Polizisten zu „Breng dat Kerel naar hat Stad-Gerecht. Nun hieß es freilich, die bittere Pille schlucken. Was die Beiden miteinander ausgemacht, blieb Geheimnis. Tatsache war, daß der Herr Minister nach seiner Freilassung sofort einspannen ließ und verduftete. So kam es, daß ein englischer Minister von einem Griqua-Chief verhaftet wurde hier im schwarzen Afrika.

Heute hat der Griqua-Chief in Kokstadt nichts mehr zu sagen. Vielmehr ist der Ort ein nettes aufblühendes europäisches Städtchen mit Gerichtshof und sonstigen Behörden, besitzt eine katholische Gemeinde, katholische Ordensschwestern leiten eine Schule und Institut; bald wird der Bahn-Anschluß fertig gestellt sein, und so dürfte Kokstadt eine günstige Zukunft haben. Es mag im Laufe der Jahre mancher Minister der englischen Krone Kokstadt besucht haben, aber verhaftet wurde sicher keiner mehr.





Rev. P. Generalsuperior Abalbero Geistlicher, R. M. M. umgeben von eingeborenen Laienbrüder - Kandidaten.

Der Kandidat mit der Brille ist am 29. 1. 1925 in Mariannhill infolge Blinddarmentzündung gestorben. Der Zug zum Ordensleben greift auch bei unseren eingeborenen Christen weiter um sich.

„Wenn jemand eine Reise tut, dann kann er was erzählen“

oder „Eine Reise mit Hindernissen.“

Von P. Salesius. R. M. M.



äglich kann man Neues erleben, besonders hier zu Lande. Da hatte ich einmal im Auftrag des Generalkapitels die Stationen von Natal und Ost-Griqualand zu inspizieren; diesmal in Begleitung des Bruders Leodegar, welcher die Viehzucht und Ackerwirtschaft besonders studieren sollte. Nachdem wir schon verschiedene Stationen besucht hatten, führte uns unser Weg am 12. März nach Lourdes, Ost-Griqualand. Wir verließen am besagten Tage das Sanatorium Tzopo, das neu erbaute Erholungs- und Altersheim für unsere Schwestern, wo wir noch die letzten Geschäfte abzuwickeln hatten, ehe dasselbe übergeben wurde, um mit der Bahn nach Donnybrook und von da mit der Natal-Kap-Bahn nach Malenge weiterzufahren, der Bahnstation für die Station Lourdes.

Es war ein schöner Tag und die Reise versprach recht angenehm zu verlaufen. Zwar hatte ich die letzte Nacht schlaflos zugebracht und war deshalb müde. Nach kurzer Fahrt in der frischen Morgenluft verließ mich der Druck im Kopfe, auch die Müdigkeit machte mehr und mehr einer Frische und Freudigkeit Platz, welche noch vermehrt wurde durch den Gedanken, daß ich einige Stunden in Lourdes sein werde.

Aber es sollte anders kommen. Schon in Donnybrook bekamen wir einen kleinen Vorgechmack von einigen Unannehmlichkeiten, ohne zu ahnen, was uns noch alles bevorstand. Als wir nämlich dort anlangten, hörten wir, daß der Zug von Maritzburg nach Franklin bei Elandskop entgleist sei und daß derselbe wenigstens drei Stunden Verspätung habe. Dies bestätigte sich, denn bald traf die Nachricht ein, daß der Franklin-Maritzburg-Zug durchfahren müsse bis Deepdale, um dort den Maritzburg-Franklin-Zug zu erwarten. Was nun mit der Zeit anfangen? Nach dem 25 Minuten entfernt gelegenen Kevelaer zu gehen war es zu heiß und so blieben wir an der Station und vertrieben uns die Zeit mit Lesen, Beten und Schlafen. Endlich, es war schon 5 Uhr vorbei, lief der Zug ein; er mußte aber den Passagieren Gelegenheit geben, sich nach dieser langen Zeit zu stärken.

Als nun doch der Zug sich endlich in Bewegung setzte, waren wir recht zufrieden, denn die Entgleisung hätte schlimmere Folgen haben können und wir selbst hätten auch bei einer solchen dabei sein können. In unserem Fall hatten wir ja bloß das Unangenehme des langen Wartens auf der einen Seite und auf der andern das Uebersteigen des Ndulins in der Dunkelheit. Um 7 Uhr hielt der Zug in Malenge, und sahen wir mit Genugthuung, daß der gesandte Wagen noch nicht heimgefahren war, trotzdem er über drei Stunden hatte warten müssen.

Natürlich verloren wir keine Zeit und fuhren den Ndulin hinan. Das Wetter war gut und der Himmel klar, als wir abfuhren. Nur eine kleine Nebelwolke hatte sich auf den Ndulin gelegt wie eine Kappe, resp. Schlafmütze. Weil kein Mond war und der Kutscher die Dunkelheit fürchtete, hatte er beim Nachbar eine Laterne besorgt, welche uns, wenn notwendig, auf dem Wege leuchten sollte, weil manche gefährliche Stellen zu passieren waren. Die Fahrt ging eine Zeit lang gut und ohne Schwierigkeiten voran, als sich fast plötzlich die Nebelkappe vom Berge löste, um uns zu überfallen. In einem Augenblicke war es stockfinster und man konnte keine Hand mehr vor Augen sehen. Natürlich wurde gleich die geliehene Laterne angezündet, aber o weh, sie ist nicht sturmsicher und wurde gleich wieder ausgeblasen. Nachdem wir ein Duzend und mehrere Versuche gemacht hatten, mußten wir die Laterne bei Seite lassen und ein anderes Mittel versuchen, um weiterzukommen.

Ein Postbote von Lourdes, welcher auf den Zug warten mußte, um die Post in Empfang zu nehmen, wurde vorangeschickt, um uns durch Zurufe bekannt zu geben, ob wir noch auf dem Wege sind oder uns zu melden, wenn Steine und Löcher unsere Fahrt hindern. Durch die Zurufe und auch durch das inzwischen sich bemerkbar machende Wetterleuchten gelangten wir ziemlich hoch hinauf. Wohl mußten wir recht vorsichtig und langsam vorwärts fahren, denn es ging nicht nur immer bergauf, sondern die Straße war auch durch die letzten großen Regen in einem Zustand, daß es jedem Reisenden graut, wenn man dieselbe bei Tage sieht.

Schon hofften wir, den vor einigen Jahren errichteten Stall auf der Höhe zu erreichen, als auf einmal und ganz unerwartet ein Blitz herunter fuhr, dem ein heftiger Donner und ein noch heftigerer Regen folgte. Es wurde uns bald klar, daß an ein Weiterfahren nicht mehr zu denken war und zwar deshalb nicht, weil der heftige und schwere Regen uns eine Menge von Bächen und Strömen entgegensandte, so daß wir froh waren, nicht weggeschwemmt zu werden; und weil die Nacht stockfinster war und wir in Wirklichkeit keine Hand vor Augen sehen konnten, und

weil außerdem neben uns ein steiler und langer Abhang drohte. Für gewöhnlich ist es hierzulande gebräuchlich, sich in Gefahren und in Dunkelheit auf die „Pferde zu verlassen“, da deren scharfes Auge die Gefahren besser sieht und auch der Selbsterhaltungstrieb bei ihnen so gut ausgeprägt ist, daß sie allen Gefahren aus dem Wege gehen.

Aber was fürs Pferd keine Gefahr ist, kann leicht eine werden für die, welche sich ihnen anvertraut haben, wenn es hinter sich einen Wagen hat, wie wir bald zu unserem Schaden erfahren hätten, denn es ging einmal, einem großen Stein ausweichend, die Böschung hinauf, und hätte fast das Gefährt umgeworfen und das andere Mal wich es zuviel nach links einem Wasserloch aus und wäre beinahe mit dem Fuhrwerk in die Tiefe gestürzt. Notgedrungen mußten wir Halt machen und einfach mitten auf der Straße stehen bleiben. Aber selbst jetzt war die Gefahr eines Unglücks noch nicht vorüber, denn die Pferde, durch den heftigen Regen sowohl als durch das Rauschen des herunterstürzenden Wassers erschreckt, fingen an unruhig zu werden, was uns unangenehm war. Denn ein Schritt zu weit nach der einen Seite konnte Verderben bringen und nach der anderen im besten Falle den Wagen umstürzen, in welchem Falle wir halt die ganze Nacht im Regen hätten stehen bleiben müssen.

Nach einiger Zeit tauchte vor uns ein Reiter auf, sehen konnten wir ihn nicht. Doch konnte er sich mit dem Kutscher verständlich machen, und wir erfuhren durch ihn, daß man in Lourdes durch unser Ausbleiben beunruhigt, ihn mit einer Laterne uns entgegengeandt habe, damit er uns an den gefährlichen Stellen vorüberleuchte. Wir atmeten alle erleichtert auf, denn der Gedanke in gefährlicher Situation in kalter Regennacht oben auf dem Berge bleiben zu müssen ohne Obdach, hatte gar keine sehr angenehmen Gefühle hervorgerufen. Wir versuchten daher schnell unser Glück mit der Laterne, aber auch hier Enttäuschung. Der Sturm war stärker als die Sturmlaterne und nach duzendmaligen Versuchen gaben wir alle Hoffnung auf weiterzukommen.

Nun war noch eine Möglichkeit heimzukommen übriggeblieben; das war nicht sehr gefährlich, aber auf jeden Fall sehr beschwerlich, nämlich mit dem Pferde des Boten den Weg nach Lourdes zu versuchen. Ich überließ diesen Versuch dem Br. Leodegar, welcher die gefährliche und beschwerliche Reise vorzog, als die ganze Nacht draußen still zu liegen, bis es wieder Tag würde. Er machte sich also gleich auf den Weg mit dem Briefträger, welcher auch zu Pferde war. Das Unternehmen gelang, aber keiner verlangte selbst eine solche Reise zu machen, um es nachher erzählen zu können. Nur soviel darüber: dreiviertel

des Weges mußten sie zu Fuß gehen, weil die Pferde auf dem schlüpfrigen Boden nicht Fuß fassen konnten. Wie oft sie vom Wege abgekommen, wissen sie wohl selbst nicht, denn alle zwei bis drei Minuten mußten sie wieder stehen bleiben, bis ein Blickstrahl ihnen den rechten Weg zeigte. Durch Morast, Pflügen, Bäche, Gräben usw. wattend, stampfend, durchnäht, landeten sie endlich nach fast dreieinhalbstündiger Reise in Courdes, wo sie auf die nach mir und dem Wagen gestellte Frage antworteten: wir kämen gleich hinter drein.



Schwesterkloster u. Eingeborenen Kirche von Mariannhill.

Aber man wartete auf uns vergebens, denn der Regen hörte nicht auf, der Sturm ließ nicht nach und es blieb finster. Während wir dort oben auf dem Wege warteten, wurde es auf einmal hell unten im Tale von Malenge. Bei genauerem Hinschauen erkannten wir unseren Zug, welcher rücklings wieder zur Station fuhr. Wie es schien, hatte das Unwetter ebenso stark gehaust an der anderen Seite des Ndulin-Berges, so daß der Zug nicht weiter konnte, er mußte also zur Station zurück und das Ende des Unwetters abwarten. Als es 11 Uhr geworden und noch immer das Ende des Regens nicht abzusehen war, befahl ich den Burschen die Pferde auszuspannen, (welche bereits stark zu zittern begannen), weil ich befürchtete, dieselben könnten zu Grunde gehen, wenn

sie die ganze Nacht still in dem Geschirr stehen mußten, im Wasser von oben bis unten. Wir ließen die Pferde laufen und schauten, wie wir uns einrichten könnten für den übrigen Rest der Nacht.

Unser Gefährt hatte ein kleines Dach, welches uns gegen den Regen hätte schützen können, wenn der Sturm nicht gar so stark gewesen und den Regen von der Seite hereingetrieben hätte. Wir nahmen nun unsere einzige Decke, welche zudem durchnäßt war und befestigten dieselbe seitwärts an dem Wagen, um den Wind und Regen abzuhalten, was auch nach längerer Anstrengung gelang. Wir setzten uns wieder auf unsere Plätze und nahmen auch den zurückgebliebenen Boten zu uns auf den Wagen. Er mußte sich zwischen unsere Beine setzen, weil der Kutscher und ich kaum Platz fanden auf dem Wagensitze.

Dann schlugen wir das eine Ende der nassen Decke um den auf dem Boden des Wagens hockenden Burschen, welcher gleich darauf einen so starken Schüttelfrost bekam, daß ich Angst um ihn hatte. Er hatte nämlich bis dahin drunten im Regen gestanden, wenn auch an der geschützten Seite des Wagens und war so durchnäßt, daß ihm das Wasser am Körper herunterlief. Dann zündeten wir die Laterne an, welche jetzt, vor dem Winde geschützt, ihr Licht gab. Diese Laterne benützte nun der Bursche als Ofen, indem er selbe zwischen seine Beine und Hände nahm. So zwischen uns, unter der Decke und von der Laterne erwärmt, erholte sich der Junge nach einiger Zeit und wurde ruhiger, was mir Freude machte. So blieben wir denn die ganze Nacht droben auf dem Berge, mitten auf der Straße in einer tiefen Wasserpflüze, neben einem Abhang, bis endlich der Morgen zu grauen begann. Bei mir war an Schlaf nicht zu denken in einer solchen Situation, die beiden Burschen aber zeigten bald durch ihr gleichmäßiges Atmen, daß sie trotz ihrer ungemütlichen Stellung und trotz Regen, Sturm und Gefahr den Schlaf des Gerechten nicht entbehren wollten.

Etwas vor 5 Uhr weckte ich die Beiden und sandte sie aus, um nach den Pferden Umschau zu halten. Sie gingen also auf die Suche, leider aber in der verkehrten Richtung. Nach einiger Zeit kam einer von ihnen zurück und meldete, daß die Pferde den Weg nach Hause zu genommen hätten, man könne die Spuren noch sehen. Ich beschloß kurzerhand zu Fuß nach Courdes zu gehen, und nicht mehr länger zu warten, auch brauchte ich Bewegung und Erwärmung. Aber auch diese Fußtour war eine Reise mit Hindernissen, denn der Weg den Berg hinunter war sehr schlüpfrig, in der Ebene kam eine lange Strecke tiefen Morastes, bis ich endlich vor den angeschwollenen Ufern des Cabane-Flusses stand.

Zum Glück kam Bruder Beatus mit Pferden und brachte mich hinüber. Das letzte Hindernis war überwunden und ich kam endlich um 8 Uhr morgens nach Lourdes, anstatt, wie erwartet, um 6 Uhr des Abends vorher. Nach gegenseitiger Begrüßung erzählte ich kurz, wie es uns gegangen, nahm dann eine Tasse Glühwein und gab mich totmüde in die Arme des Morpheus bis zum Mittag. Gott sei Dank kam ich mit einigen Tagen leichten Rheumatismus davon. Auch die andern waren, nachdem sie ausgeschlafen, wieder ziemlich munter.

Hochw. P. Rektor von Lourdes hat, um derartige Fahrten vorzubeugen, eine Eingabe an den Magistrat gemacht und um Erlaubnis nachgesucht, in der Nähe von Malenge ein Häuschen errichten zu dürfen, in welchem verspätete Reisende übernachten sollten, weil die Fahrt über den Ndulin bei Nacht immer gefährlich ist. Der Ehrw. Vater hatte auch einmal eine Nachttour über den Berg zu machen, welche glücklicher Weise gut verlief.

Der Magistrat hat mir selbst gegenüber sein Bedauern ausgedrückt und versichert, daß er die Eingabe aufs wärmste unterstützen werde.

Ein salomonisches Urteil.

Von P. Albert Schweiger. R. M. M.

Der im Vergißmeinnicht schon öfters erwähnte Oberchief Sinabalala machte kürzlich beim Gerichte in Cosimvaba eine höchst interessante, jedoch für ihn unliebsame Erfahrung.

Er gab seinen Untergebenen ein Gesetz, daß sie, wenn sie sich zum Magistrate oder Gericht begeben, den Stock, die Reitpeitsche usw. beim Hineingehen vor der Türe stehen lassen müssen. Nun begab er sich kürzlich selbst zum Magistrat. Er hatte eine neue, sehr schöne Reitpeitsche bei sich, welche bei seinen Freunden und Untertanen, und überall, wo er hinkam, bewundert wurde. Eingedenk, daß ein biederer Landesvater seinen Kindern mit gutem Beispiel in der Erfüllung der Gesetze vorangehen müsse, legte er diese Reitpeitsche vor dem Eingang zum Magistrate nieder. Als er jedoch wieder herauskam, war sie einfach zu seinem großen Aerger auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Es stand nicht lange Zeit an, da kam ein schwarzer Polizist zu Pferd zum Oberchief und schwang stolz in seiner Hand dessen vermiste Reitpeitsche. „Du, das Ding da gehört mir; gib es mir sofort zurück,“ sagte Sinabalala zu ihm. „Was fällt dir ein? Ich werde dich wegen Ehrenbeleidigung beim Gerichte verklagen,“ war die prompte Antwort.

Die Sache wurde nun wirklich vors Gericht gebracht; jeder hatte seinen Advokaten. Während der Verhandlung steckten nun die Freunde des Farmers fortwährend die Köpfe zusammen, flüsterten und lachten und schrieben sich gegenseitig Zettel. Der Advokat des Zulu wurde darüber unwillig und sagte: „Ob ich einen Weißen oder Schwarzen zum Klienten habe, das bleibt sich mir gleich; ich werde seine Sache nach Recht und Gewissen verteidigen. Aber wenn dieser Unfug nicht aufhört, dann verlasse ich den Gerichtssaal.“ Gerade das wollten eben die Freunde des Farmers; deshalb machten sie es noch ärger, so daß sich der Advokat genötigt sah, den Gerichtssaal verlassen zu müssen.

„Macht nichts,“ sagte der Zulu, „ich werde mich selbst verteidigen. Vor allem muß der Hirtenbube des Farmers her.“ — Er wurde gerufen und gefragt, wem das Schaf gehöre. „Diesem Manne da,“ war die Antwort, „denn das Schaf lief zur Herde meines Herrn und mein Herr sagte mir so und so.“ — Die Sache war nun offenbar. Aber ein angesehener Farmer darf doch nicht in den Augen der Zulu als ein Dieb dastehen, auch wenn die Sache bewiesen ist.

Deshalb das Urteil des Richters: „Wir sagen nicht, daß das Schaf nicht dir gehört; aber es können noch Umstände vorliegen, die den Farmer rechtfertigen. Haben deine Schafe alle das gleiche Zeichen?“ Antwort: „Nein, nicht alle.“ — „Hatte dann das fragliche Schaf dein Zeichen?“ Antwort: „Nein.“ — „Siehst du, wir können jetzt kein Urteil fällen; deshalb wollen wir die Angelegenheit auf später verschieben. Da wird es dann entschieden.“ —

Als der Zulu hinausging, gesellte sich der Farmer zu ihm und sagte: „Weißt du, ich bin der Streiterei satt; deshalb schenke ich dir das Schaf und dann soll Friede sein.“ „Das Schaf nehme ich schon,“ lautete die Antwort, „weil es mir gehört, aber danken tue ich dir nicht dafür.“ —

Dieser Rat wurde nämlich dem Spitzbuben von seinen Freunden, und vielleicht auch vom Richter erteilt, um sich so auf schlaue Weise aus der Klemme zu ziehen; denn auch ein Blinder konnte es handgreiflich fühlen, daß der Farmer dem Zulu das Schaf gestohlen hatte.



Die flucht des spnn.

Die Abenteuer des Kehla Nzitwa in den Jahren der Gnade 1828—21.

Die ganze Hölle schien im Lager zu wüten. Die Zulu waren einge-
drungen und ich sah, wie sie erbarmungslos Weiber und Kinder mit
Asssegais durchrannten, nachdem man die Schlachtopfer zuerst in eine
Ecke getrieben hatte. Längs des Wages, in dem ich lag, war Inkos Frank
und viele andere in einem Verzweiflungskampf mit dem Feinde begriffen.
Ich sah wieder nach der Stelle, wo das Abschachten der Weiber vor sich
ging und war Augenzeuge, wie eines meiner eigenen Kinder, mein Umt-
wan, von einem Zulu in die Luft geschleudert und mit dem Asssegai wieder
aufgefangen und aufgespießt wurde. Im gleichen Augenblicke ergriff ein
langer aufgedunsener Kehla die Unyezi, drückte sie auf die Knie nieder
und durchschnitt dem Mädchen die Kehle mit dem Asssegai. Unsere
Kämpfer schrien bei diesem Anblick in wilder Wut auf. Nundi brach sich
Bahn durch die Reihen der Asssegais, um die Unyezi zu retten: er kam
zu spät. Ihr Blut gurgelte in einem roten Strom über die Arme des
Mörders. Nundi war wie von Sinnen. Er schrie fürchterlich und schlug
nach links und rechts mit seiner Streitart — er achtete weder Wunden
noch Tod — er mußte den Mörder vernichten.

In diesem Augenblick sah ich meine Mehla in wilder Hast über den
Platz laufen, hinter ihr her ein Zulu. Aber sie ward eingeholt und der
Mensch stieß ihr seinen Asssegai in den Rücken, sie durch und durch
bohrend. Bei diesem Anblicke schien es mir, als ob in meinem Gehirne
etwas breche. Obwohl schwer verwundet, konnte ich auf einmal vom
Lager aufspringen, ich riß einen Knotenstock an mich und warf mich
auf den Feind. Ich weiß nicht, was geschah; alles um mich herum glühte
wie eine Flamme von Blut und ich schlug und schlug drauf zu mit der
Furie eines Mannes, dem man alles, was er liebte, grausam ent-
rissen hatte.

Der Kampf schien mir nur mehr ein nächtlicher Spuck als etwas
wirklich Existierendes. Gellendes Geheul, Geschrei, Gekreisch, der dumpfe
Schlag der Knotenstöcke und die Schmerzensrufe der Verwundeten tönten
in meinen Ohren. Einmal war ich im Handgemenge mit dem Feinde,
meine Streitart schwingend in toller Wut der Verzweiflung, dann
war ich wieder allein. Mit roten, stieren fieberglühenden Augen nach
einem Feinde suchend und sobald ich einen erspähte, sprang ich auf ihn
los. Als ich wieder in rasender Wut auf einen Zulu einstürmte, flog
der weiße Federbusch vor mir und ich stürmte hinter ihm her mit ent-

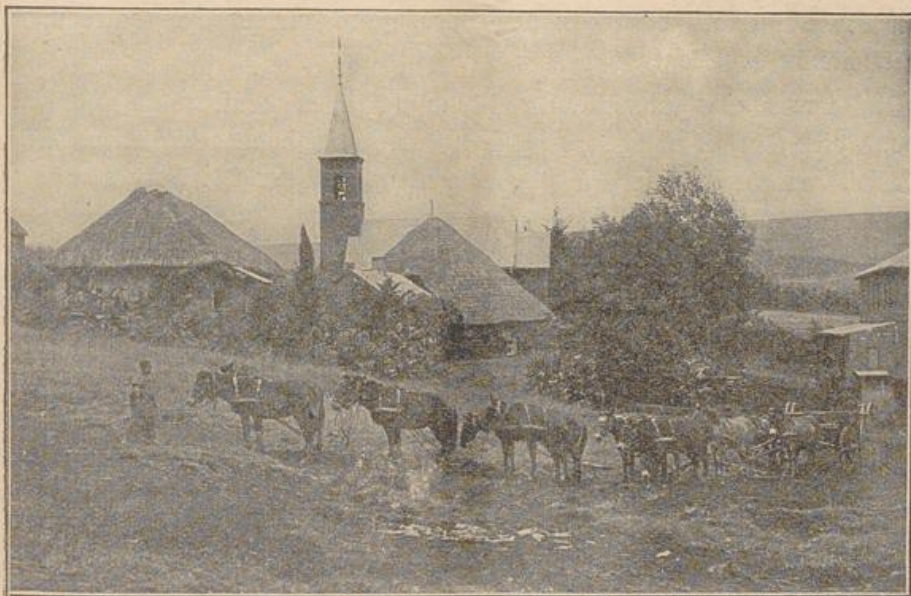
sehlichem Wutgeschrei. Der Mann brach durch eine dornige Umzäunung. Ich folgte ihm und stolperte dabei über eine Wagendeichsel. Die Dornen kratzten mir das Gesicht und verwundeten mich am Leib, aber in einem Augenblick war ich wieder in der Höhe und hinter meiner Beute her. Ich war nun auf offenem Felde.

Eine Slut von weißen Kopffedern tanzte vor meinen Augen und eine große, dunkle Masse tauchte vor mir auf. Wie der Assagai von der Hand des Lanzenträgers fliegt, so stürzte ich auf die Feinde los mit einem wilden Geschrei. Die Reihen der Zulus öffneten sich vor meiner geschwungenen Streitart. Wie der Pflug eine Furche auf dem Boden zieht, so bahnte ich mir einen Weg mitten in das Herz der Impy. Ich verspürte die Kraft von zehn Männern in mir und hieb und fällte unermüdlich. Meine Schläge fielen auf Schild und Arme der Zulu, auf Schädel und Assagais. Auf einmal kam es mir vor, als ob die Welt in Flammen aufginge. Ein donnerähnliches Getöse folgte. Ich hielt einen Augenblick inne und sogleich stach ein Zulu wütend auf mich ein. Ich schlug mit meiner Art nach ihm, glitt aber aus und fiel auf meine Knie. Der andere fällte seinen Assagai gegen mich; in demselben Augenblicke brauste eine Abteilung Reiter wie im Pfluge heran und über mich hinweg und der Zulu ward unter den Hufen der Pferde begraben. Ich half mir wieder auf die Beine und starrte halb von Sinnen auf das Schauspiel, das sich mir bot. Umbulazi und eine Schar berittener Pondo-Männer jagten hinter der fliehenden Zuluarmee einher. Ich wollte ebenfalls vorwärts, dorthin, wo der Kampf tobte, aber mir wurde schwindelig und ich stolperte über eine Leiche und stürzte besinnungslos zu Boden.

Der Mond schien kalt über das Feld von Bilanhloa, als ich wieder zu mir kam. Das Fieber hatte mich verlassen. Ich setzte mich aufrecht und zitterte vor Kälte. Ich erinnerte mich nun wieder an das Geschehene. Ich barg mein Gesicht in meine Hände und weinte. Meine Mehla war tot, mein Herz, mein redlich gesinntes, edles, starkmütiges Weib war tot. Niemals mehr sollte ich ihre leuchtenden Augen mir entgegenstrahlen sehen, wenn ich von der Jagd zurückkehrte, und mein Sannan und Umtwan, meine lieben, herrlichen Jungen, niemals mehr würden sie um ihren alten Baba herumspielen. Der herzlose Zulu hatte mir alles gemordet. Meine Kehle zog sich krampfhaft bei diesem Gedanken zusammen und die Tränen traten mir wieder in die Augen. Alles, was ich besaß, hatten die Zulus genommen, alles, was mir lieb und teuer war und hatten mich allein übrig gelassen wie ein Stück verlorenes Treibholz. So saß ich da, verwundet, krank, gequält von Kummer, einer Ruine gleich, inmitten der Verwüstung eines Schlachtfeldes. Ich stand wankend auf und stierte

um mich herum. Soweit ich blicken konnte beim Mondschein, sah ich dunkle Haufen von Toten; Hände, Köpfe, Arme, alles lag in einem wirren Haufen durcheinander. Ueber einander lagen da die Leiber und manche Tote hielten sich noch krampfhaft gepackt. Auch Kadaver toter Pferde hoben sich gespensterhaft ab vom Boden.

Wiederum zog durch meine Seele eine Flut von Weh und ich gedachte meines gemordeten Weibes und meiner unschuldigen Kinder. Da hob ich meine Hand gen Himmel, der so kalt auf mich herniedersah und schwur, daß ich mich rächen wollte. „Beim Inkos in der Höhe, der über



Auf der Missionsfarm.

den Wolken thront und den Regen herabsendet, schwöre ich, daß ich niemals aufhören werde, gegen diese fluchwürdigen Zulus zu kämpfen, bis die Macht des grausamen Dingaan gebrochen ist."

So lautete mein Schwur. Blutbedeckt, verwundet und verlassen stand ich da inmitten des Leichenfeldes und gelobte ewigen Krieg mit den Zulus, diesem greulichen Volke, das bisher immer siegreich aus jedem Kampfe hervorgegangen war. Doch habe ich die Tage kommen sehen, da der Zulu in den Staub gedemütigt wurde und sein Name für immer aufgehört hat, als ein Wort des Schreckens zu gelten in Afrika. Es war der weiße Mann, der die Macht der Zulu vernichtet hat. Wir hätten es nie gekonnt. Aber in dieser Nacht gelobte ich Krieg mit den

Zulus bis ans Ende. Ich hatte nichts mehr auf der Welt, wofür ich zu leben wünschte.

Ich sah mich nochmals auf dem Schlachtfelde um und bemerkte, wie die Wagen kaum 100 Nard entfernt standen. Ihre Umrisse zeichneten sich unbestimmt im Mondlicht ab. Des Morgens hatte es mir geschien, als ob ich im Kampfe mit den Zulus im stundenlangen Ringen über meilenweite Strecken vorgedrungen sei, jetzt aber, in der Kühle der Nacht sah ich, wie eng der Umkreis dieses Totenfeldes war.

Ich machte meinen Weg mit unsicheren Schritten über die Leichen und näherte mich den Wagen. Dann bahnte ich mir einen Durchgang an der Stelle, wo der Zulu den Dornenzaun durchbrochen hatte und gelangte in das Lager.

Da war alles totenstill. Das Mondlicht schien hernieder auf Haufen von Toten, die herumlagen; aber kein Feuer, kein Zeichen irgend welchen Lebens war bemerkbar. Ich stand da wie vernichtet. Die Zulu konnten doch nicht alle Leute erschlagen haben. In diesem Falle hätten sie doch gewiß die Wagen geplündert und verbrannt. Da hörte ich einen schwachen Seufzer aus einem Wagen. Ich fühlte in den Wagen hinein. Da schrie ein Mädchen wie ein Hase in der Schlinge und flehte mich an, ihr Leben zu schonen. „Komm heraus, albernes Ding, ich bin Izitwa, die Zulus sind fort.“ Das Mädchen kam endlich herausgekrochen und alsbald kamen aus allen Wägen Weiber und Kinder. Sie sagten mir, daß von dem Augenblicke an, da Nundi und ich mich auf die Zulu gestürzt hatten, das Morden der Weiber und Kinder ein Ende genommen. Fürchtbar hatte der Kampf gewütet innerhalb des Lagers, daß aber Inkos Frank und seine Mannen die Feinde alle getötet hätten, während wir den Ausfall durch das Dornengehege machten.

Sie sagten mir auch, daß Inkos Umbulazi, da er am Höllentor von den Zulus hart bedrängt worden sei, einen Boten zum Chief Saku gesandt habe, worauf Saku ihm hundert bewaffnete Reiter zu Hilfe schickte. Mit Hilfe dieser Mannschaft vertrieb Umbulazi die Zulu vom Höllentor und eilte hernach in fliegender Hast zu den Wagen, die er, wie wir gesehen, in so verzweifelter Lage vorfand. Die Zulus hatten zuerst die Reihen der Ochsen durchbrochen und waren dann trotz verzweifelter Gegenwehr in das Lager eingedrungen. Von dem, was nun geschehen, wußte ich sehr wenig. Ich fragte daher die Weiber, wo die Häuptlinge jetzt wären, aber man konnte es mir nicht sagen. Die ganze Streitmacht war in Verfolgung der fliehenden Zulu begriffen und verschwunden.

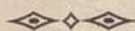
Ich riet den Leuten ein Feuer anzuzünden, damit die Löwen und Hyänen sie nicht anfielen, doch glaubte ich selbst nicht an diese Möglich-

keit, weil diese Bestien genug Futter an den zahlreichen Toten draußen fanden, um sich satt zu fressen. Trotzdem folgte man meinem Rate und schaffte die Erschlagenen aus dem Lager hinaus und machte ein großes Feuer an. Ich fand auch die Leichen meiner Mehla und meiner Kinder, und bedeckte sie mit einem Stücke geteilter Leinwand; des Morgens wollte ich sie dann begraben.

Wir waren alle sehr niedergeschlagen und traurig saßen wir um das Lagerfeuer. Da gab es kein Weib, das nicht ihren Mann oder ein Kind verloren hatte. Der wackere Junge Mbulazis, der einige Nächte vorher mit mir gesprochen, war unter den Toten. Seine Mutter wollte sich nicht von der Leiche trennen, sie schaukelte ihn auf ihren Knien, als ob sie ihn zum Leben zurückbringen könnte. Eine alte Isalukaz (älteres Weib) saß da mit trockenen Augen, sah aber jammervoll aus. Diese Isalukaz fuhr die Mutter des kleinen Inkos rauh an und verwies ihr das Jammern: „Warum heulst du so? Du hast nur dein Kind verloren, deinen Mann sahst du am Leben, als die Reiterei die Zulus hinwegfegte. Und ich? Ich sah meinen Mann und vier Söhne unter den Assegais der anstürmenden Zulus hinsinken. Was hast du zu klagen? Dir werden andere Kinder erblühen! Keine mehr für mich, nimmermehr!“ Aber die Mutter konnte nicht aufhören um ihren Liebling zu klagen und ich — obwohl ich ihr Stillschweigen gebot, — wehklagte in meinem Herzen über den Tod der meinen.

Als der Morgen, ein müder, hoffnungsloser Morgen zu grauen begann, spähten wir sehnsüchtig nach dem Horizont um Anzeichen von Mbulazis Rückkehr zu gewahren, aber umsonst. Ich verschaffte mir einen Spaten und machte mit großer Anstrengung eine Grube und legte meine Teuren hinein, bedeckte sie mit Erde und häufte Dornengebüsch darüber. Es war ein armes Grab, aber es war alles, was ich tun konnte. Ich hatte die Leichen der Meinigen wenigstens vor den Raubvögeln bewahrt, die schon auf dem Schlachtfelde herumschwärmten und ihr gräßliches Mahl an den unbegrabenen Leichen begannen. Für den Augenblick hackten sei nur die Augen und die Eingeweide heraus, das waren die besten Bissen. Wir konnten nur zuschauen, denn unser waren zu wenige, um auch nur den zehnten Teil der Erschlagenen zu begraben. Wir konnten mit dem besten Willen die Aasvögel nicht vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)



Unsere Bilder.

St. Kaver. Die Missionschule St. Kaver fiel einem heftigen Sturme zum Opfer. Sie war links von der Trümmerrstätte auf eine Anhöhe errichtet worden und wurde vom Ortane aus der beträchtlichen Entfernung herab geschleudert und vollständig vernichtet. Demselben Schicksal sind schon des Destieren Notkapellen und Schulgebäude zum Opfer gefallen. Nun heißt es wieder von vorne anfangen. (Bild S. 76).

Innere eines Basutofraaks bei der Missionsstation Maria Linden. Die Basuto, ein besonderer Volksstamm in den Drakensbergen wohnhaft, zeichnen sich durch eine gewisse Kultur aus. Das Gestell an der Rückwand der Hütte ist aus Erde verfertigt und weiß getüncht. Auch der Wandschmuck ist Originalarbeit. Der Gesamteindruck ist freundlich. (Bild S. 179).

Angehende einheimische Lehrer und Lehrerinnen in Mariannhill. Unser Bild Seite 189 zeigt eine stattliche Schar junger eingeborener Lehramtsbewerber und Bewerberinnen. Die schwarzen Lehrkräfte sind eine große Stütze der Mission. In mehr als 100 Schulen sind bereits schwarze Lehrkräfte tätig. Die mittlere der drei Schwestern, Frau Schwester Ignatia, eine der tüchtigsten Seminarlehrerinnen verunglückte durch Sturz vom Pferde am 39. Dez. 24 und starb nach mehrwöchentlichem Leiden am 9. März 25. Ihr Tod ist ein herber Schlag für das Lehrerinnenseminar in Mariannhill.

An unsere lieben Freunde, Förderer u. Helfer.

Allen Wohltätern versichern wir unsern herzlichsten Dank für das Interesse, das sie dem neu umgestalteten Vergißmeinnicht entgegenbrachten. Den vielen Anregungen und Wünschen kommen wir so gut als möglich nach. Es ist nicht leicht für die Herausgeber, allen Lesern gerecht zu werden. Von vielen Seiten wurde angeregt, das Heft auf seinen Vorkriegsumfang zu bringen. Das würde aber eine Verteuerung der Zeitschrift bedeuten. Schon jetzt ist der Bezugspreis außerordentlich niedrig bei der besseren Ausstattung. Viele Betrüger bleiben oft recht lange in Verzug mit der Bezahlung, deshalb möchten wir die bescheidene Bitte wagen, so gut es geht, den Förderern den geringen Bezugspreis pünktlicher auszuhändigen oder an unsere Vertretungen einzusenden. Wir bitten auch neue Interessenten hinzu zu gewinnen, wodurch es uns ermöglicht wird, das Heft auf der jetzigen Höhe zu erhalten.

Das Missionsseminar St. Joseph, in welchem sich gegen 100 brave Missionsstudenten befinden, die aber leider alle nur wenig zu ihrem Unterhalt beitragen können, auf ihr hohes Ziel vorbereiten ist noch lange nicht so eingerichtet, daß der Betrieb vorangehen kann, wie es für die Ausbildung von Missionären erforderlich ist. Insbesondere läßt die Ausstattung der Kapelle, das Herz des Hauses, jener Ort, wo der Student sich Kraft und Stärke holt, und wo er betet um seinen Beruf und für seine Wohltäter und die armen Heiden — noch sehr viel zu wünschen übrig. Herzlichsten Dank sei denen gesagt, die der Weihnachtsbitte des Studentenpräses bereits entsprochen haben. Es fehlt an Paramenten und Kirtenwäsche, an Leuchtern usw. Aber auch für die übrige würdige Ausstattung bedarf es noch großer Mittel. Ein würdiger Bilderschmuck, Kreuzweg, und bescheidene Ausmalung der Kapelle würden Herz und Sinn noch mehr erheben. Beim hl. Opfer aber würde Priester und Student beten für die großmütigen Seelen, welche in diesen materiellen Zeiten sich noch nicht den idealen Blick für die Angelegenheiten Gottes und der Kirche trüben ließen.



Briefauszüge.



Mit diesen erbetenen Veröffentlichungen aus Briefauszügen unserer Wohltäter soll kein Urteil gefällt werden, ob diese Erhörungen Wirkungen eines frommen Gebetes auf gewöhnlichen oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist aber sicher von großem Wert in unserer glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen und Gebetsseifer anzuführen.

Prien: Tausend Dank dem hl. Thadd., Josef, Antonius, Bruder Konrad, ehrw. Don. Bosko, Dominikus Savia, August Czartoriski, Mengard v. Chiemsee, Mutter Margarete Bosko, Schwester Maria Mozzerollo, H. Theresia v. Kinde Jesu u. der Schwester Fidelis für öftere wunderbare Hilfe in Zahlungsforgen. Ganz besonderen Dank d. hl. Wunden Jesu u. der lb. Mutter Gottes f. Ihre immerw. Hilfe.

Werden: Als Dank für Erhörung der lb. Gottesmutter, dem hl. Josef, hl. Antonius und der hl. Theresia ein Heidenkind Anna Maria.

Horresen: Der Mutter Gottes, dem hl. Josef und hl. Antonius und den armen Seelen Dank für Erhörung in schweren Anliegen und bitte um weitere Hilfe.

Ludwigshafen: Herzl. Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Josef, Franziskus, Antonius, Judas Thadd. u. allen Heiligen für auffallende Erhörung in schwerem Anliegen.

Oberhimbach: Tausend Dank dem hl. Antonius für Wiederfindung eines größeren Geldbetrages.

Köln: Dank der immerw. Hilfe, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thadd. für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Münheim: Dem hl. Josef und Antonius Dank für Erhörung.

Krautausen-Niederau: Dem hl. Herzen Jesu, hl. Josef, hl. Antonius, hl. Rita, der hl. Anna, der allerheiligsten Jungfrau, den hl. 14 Nothelfern tausend Dank.

Erfeld A. S.: Dem hl. Antonius Dank für Wiederbringung verlorener Sachen.

Charlottenburg: Anbei 10 M. Antoniusbrot als Dank für ein geheiltes Beinleiden und Erhörung zweier Bitten.

Gampel: Dank dem lb. Gott für Hilfe in schweren Anliegen.

Sieders: Als Dank für Erhörung zu Ehren des hl. Josef 5 Fr. für Missionszwecke.

Stuttgart L. R.: Tausend Vergelts Gott dem hl. Josef und dem hl. Antonius für erlangte Gesundheit.

Innigen Dank dem hl. Antonius, dem hl. Josef und der Gottesmutter mit dem lb. Kinde für erhaltene Gnaden. Bitte die lb. Heiligen um weiteren Schutz und Erhörung in einem schweren Anliegen. Anbei ein Fastenalmoosen von 6 M.

R.: Dank für erlangte Hilfe durch die Fürbitte der hl. Anna u. des hl. Josef.

St.: Durch die Fürbitte des hl. Josef, Antonius u. der hl. Rita wurde ich von schwerem Nervenleiden befreit.

Kirnach: 10 M. von den Erstkommunikanten für die Mission. Vergelts Gott!

Reipeldingen: Innigsten Dank dem lb. hl. Antonius für öftere Hilfe im Stall.

Worringen: Dem göttl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Josef, dem hl. Antonius u. den armen Seelen Dank.

Niederfrüchten: 50 M. als Dank für erlangte Gesundheit. Antoniusbrot erhalten.

R. in W.: Dank dem hl. Antonius für Gebetserhörung.

Oedtsbach: Tausend Dank dem hl. Herzen Jesu, der unbefleckten Gottesmutter, dem hl. Josef, hl. Judas Thaddäus, der hl. H. Theresia vom Kinde Jesu, dem hl. Paschalis und den armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen.

W.: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter u. dem hl. Wendelin für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen.

L.: Dank der schmerzhaften Mutter Gottes, dem hl. Josef und dem hl. Antonius für überstandene Kopfgrippe.

Berg Borbeck: Dem hl. Josef innigen Dank für schnelle Hilfe.

A.: Meine Schwester hatte eine arge Blutvergiftung, der Arzt konnte gar nicht helfen. Wir verbanden täglich Hände und Finger, hielten eine Novene zu Ehren des hl. Josef und dieser große Heilige half wunderbar.

E.: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef und Judas Thaddäus für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Essen: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Josef, Judas Thadd. u. Antonius für Hilfe in schweren Anliegen.

Honnert: Dank dem hl. Herzen Jesu für Erhörung.

W. R. D. Westerwald: Herzl. Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Josef, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thadd. für Hilfe bei einer fränken Ruh.

Langendernbach: Ein Heidenkind Josef als Dank für erlangte Hilfe bei einer schweren Operation und bitte den hl. Josef um weitere Hilfe für Genesung.

Bernkastel: Dank der lb. Mutter Gottes und dem hl. Josef für wunderbare Hilfe.

Rosenhain: Gefandter d. göttl. Liebe

Illustrierte Familien - Monatsschrift im Geiste der hl. Gertrud u. d. kl. Theresia vom Kinde Jesu zur Vertiefung und Verinnerlichung des religiösen Lebens im kath. Volke, sowie Schriften über das Leben der kl. Theresia vom Kinde Jesu von D. W. Mut sind fortan zu beziehen.

Salesianer Verlag in München 7
Auerfeldstrasse 6.

Spanische Mess - Weine.

Trocken, sherryartig Gm. 1.20 halbsüss, rot G. 1.25
vollsüss, portweinartig Gm. 60.

Die Preise verstehen sich per Liter im Leihfass oder per 1/1 Fl. incl. Glas. Bei gef. Bestellung ist amtl. Nachweis über die Verwendbarkeit mit einzusenden.

Die spanischen Messweine sind infolge ihres höheren, natürlichen Alkoholgehaltes sowie angenehmen Milde bezw. Süsse besonders Magenleidenden zu empfehlen und eignen sich auch vorzüglich als Stärkungsweine für Kranke, Blutarmer und Rekonvaleszenten.

Fr. Will, Weingrosshandl., Hofl. Würzburg A
vereidigt für Messweinelieferung seit 1884.

Mariannhiller

Glöcklein-Kalender für 1926

ist der missionstreu en Kinderwelt gewidmet.

3. Jahrgang. Preis 0.40 Mk.

In diesem aufs beste ausgeführten echten Kinderkalender findet die liebe Jugend anregendsten Lesestoff. Zahlreiche Illustrationen schmücken das Kalenderchen. Bezogen können die beiden Kalender werden, durch die Vertretungen der Mariannhiller Mission.

Deutschland, Köln, a. R., Würzburg, Breslau.
Oesterreich, Linz, a. D. Schweiz, Altdorf (Uri).

Lasset die Kindl. zu mir kommen.

Junge Mädchen im Alter v. 18-28 Jahr. die Ordensberuf haben Kinderlieb sind und sich gleich der hl. Theresia v. göttl. Kinde, d. Herzen Jesu zur Rettung der Seel. besonders der Pflege u. Erziehung armer Kinder - widmen wollen finden Aufnahme!
Kloster v. St. Engeln München Riefensfeld 3

Von der Mariannhiller Mission können Briefverchlusmarken bezogen werden. Es sind 56 Stück, lauter hübsche Missionsbildchen, auf einem Bogen, der Preis für den Bogen ist 25 Pf., fürs Ausland der Boluta entsprechend. Bestellungen werden dankbar angenommen und schnell erledigt von den Vertretungen der Mariannhiller Mission.

Ferienkurse für Französisch

(27. Juli b. 27. Aug.)

Institut Stavia

Estavayer-le-Lac (frz. Schweiz)

Beginn d. Wintersemesters:
1. Oktober 1925.

Mariannhiller

Missions-Kalender für das Jahr 1926.

Herausgegeben von den Mariannh. Missionaren. 38. Jahrg. 0.60 Mk. Begründet v. dem Stifter d. Missionare v. Mariannh.

Abt Franz Pfanner hat sich durch diesen Kalender eine große und treue Lesergemeinde erworben. Da sein Ertrag unmittelbar der südafrikanischen Mission zu gute kommt helfen alle, welche diesen aufs beste ausgestatteten Kalender lesen und verbreiten, das Missionswerk fördern.

Der überaus reichhaltige, interessante, belehrende und unterhaltende Inhalt aus Mission und Welt, wie die zahlreichen Illustrationen und Beilagen machen diesen Kalender zu einem wahren Volksfreund.

Mariannhiller Missions-Druckerei
Reimlingen, (Schwaben.)

Nachdruck sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Uebereinf. jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redaktor P. D. Sauerland, Missionar aus St. Paul, Walbergl. (Hild.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayern, (Schwaben.)